

nun meine eigene Fratres zuwegengebracht, wie ich es aber verschuldet, weis ich nicht, möchte wohl sie darüber hören, aber es ist hin, Gott verzeyhe es ihnen.

[146] Den 22. Martii Anno 1635 hat Conrad Friderich Feldenmayer Herbipolensis praesente F. P. Georgio Zürl primam tonsuram von mir in Curia Herbipolensi empfangen, der hernacher in das Stift Newmünster¹⁾ aufgenommen worden. Schliesslich folgen Mittheilungen über Tonsurerteilungen an Friderich Braun aus Würzburg in festo s. Marci und an Nicolaus Klemm von Würzburg, Logicae studiosus, den 10. März 1635, welcher hernacher den 13. ejusdem in Stift Newmünster seine Profession gethan.

Adalbert Stifter (1805—1868).

Von P. Tezelin Halusa, O. Cist.

Man würde mich als Seifensieder ungleich mehr achten denn in meiner Eigenschaft als Dichter.
A. Stifter.

Unsere Zeit, in der die politischen Tagesblätter die Hauptlektüre der Männer, ja selbst der Frauen bilden, wo politische und soziale Fragen, die einer Lösung harren, die Gemüter fortwährend in Aufregung bringen, eine solche Zeit hat wenig Muße, das stille Schaffen der Dichter zu beachten, besonders wenn diese nicht den Götzen des Tages huldigen. Daher kommt es, daß gerade manche der edelsten und besten Dichter unter der großen Menge des Mittelmäßigen, das geboten wird, völlig unbekannt bleiben, ja daß nur wenige ihren Namen kennen. Wie wohl für Edmund Dorer berechnet, passen diese Worte des verstorbenen Calderonübersetzers Konrad Pasch auch auf A. Stifter vollinhaltlich; „einsam, mit flammender Stimme“ ging er durchs Leben, seine Muse liebte zumeist die einsamen, hohen Gebirgswege, auf denen man den Lärm der Erde nur wie ein fernes Gewitter verrollen hört. Da er ferner als echte, unverkümmerte Dichternatur sich nie dazu verstehen konnte, nur im allermindesten den Launen und falschen Forderungen eines zerstreuten, übersättigten Publikums nachzugeben, das rascher und ungeduldiger zu Ende kommen will als der Schriftsteller selbst nach seiner ihm angeborenen und zu Gebote stehenden Art und Weise zu gestatten für gut findet; da er vielmehr im Gegensatz zu dessen Hast, raffiniertem Genuß und Lesewut ein ungewohntes, ungekanntes, liebevolles Verweilen kultivierte und

¹⁾ Newmünster, gestiftet von Heinrich Grafen von Rothenburg, Bischof von Würzburg 995 bis 1018, um das Jahr 1000.

fast immer mit ernster, ja strenger Miene die Feder führte, wurde das Gold seiner Schriften und sein klangvoller Name unter dem wechselnden Geschmack der Menge zeitweise mit einer Staubschichte der Unempfänglichkeit bedeckt, vielfach gemieden und nüchtern gerichtet. Das echte Metall seiner Poesie konnte indes nicht rosten, weshalb es immer wieder nur eines leisen Striches mit der Hand bedurfte, um es neuerdings in seinem reinen Glanze und Schmelz leuchten zu machen.

Stifters Leben verlief, des Dichters Natur ganz entsprechend, schlicht und geräuschlos. Seine Wiege stand am Fuß des Böhmerwaldes, in dem Städtchen Oberplan, (Budweiser Kreis), wo er am 23. Oktober 1805 als ältestes von noch fünf Geschwistern, vier Brüdern und einer Schwester, in dem Anwesen eines dürftigen Leinenwebers zur Welt kam, der sich später auf den Flachshandel warf und daneben eine kleine Feldwirtschaft bestellte. Wie so vielfach, übte Stifters nächste Umgebung in den ersten Kinderjahren den dauerndsten Einfluß auf ihn, zumal sich sein tiefempfängliches Gemüt sehr bald offenbarte und allen Eindrücken in Haus und Heide, Flur und Wald Einlaß gewährte. Zunächst legte ein in der Heiligenlegende sehr bewandeter Knecht das Saatkorn des Gottesglaubens und der Religiosität überhaupt in dessen Brust, während die Mutter Magdalena hauptsächlich durch ihr inniges Gemüt und ihre Liebe auf den Kleinen wirkte, dessen Gemütsiefe, Sinnigkeit, geweckter Geist und Neigung für die kleinen Wunderwerke der Natur mit den Tagen deutlicher zu erkennen war. Der Einfluß des Vaters trat dementsprechend zurück, ja, war vielleicht ohne Belang, zumal er ja zumeist in Geschäften abwesend war und überdies dem Knaben und der Familie frühe genug plötzlich entrissen wurde, indem ihn im November 1817 ein stürzender Flachswagen zwischen Wels und Lambach in Oberösterreich erschlug; dafür war die Großmutter Ursula, eine „lebendige Chronik und Dichtung“, von höchster Bedeutung, indem sie durch eine Fülle von Sprüchen und herrlichen Geschichten, die sie wegen ihres packenden, wundervollen Inhaltes immer wieder von neuem erzählen mußte, der lebhaften Phantasie des Knaben reichliche Nahrung bot und ihn hochbeglückte, der ihr denn auch dafür im „Heidedorf“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Während der ersten Schuljahre empfing er in der Violine, Klarinette und im Gesang einen vortrefflichen Unterricht, wobei der Lehrer ebensobald wie in den Elementargegenständen sein Talent merkte und auf Fortsetzung der Studien bestand; doch machte er unter der Leitung eines Ortsgeistlichen in der lateinischen Sprache solch geringe Fortschritte, daß er als „ganz talentlos“ hingestellt wurde. Desungeachtet wußte ihn der Großvater Friepess nach glücklich abgelegtem Privat-Examen an dem

Ordensgymnasium von Kremsmünster unterzubringen, wo die gründlich gebildeten Benediktiner P. Plazidus Hall und P. Ignaz Reischl seine Lehrer und Führer waren und ihn mit den Jahren nicht allein mit den alten und neuen Dichtern, vor allem Schiller und Goethe, bekannt machten, sondern auch durch Prinzipien-Sätze wie: „Das Schöne ist nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes, das Göttliche aber in dem Herrn des Himmels zum Unterschied von den Menschen ohne Schranken“ begeisterten und in die einzig richtige Bahn wiesen. „Dieser Spruch“, gestand noch der Neunundfünfzigjährige, „traf den Kern meines Wesens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, im Umgange mit Menschen, in Amtstätigkeit führten mich zu demselben Ergebnisse“, zum Glauben, der ihm zeitlebens als „unbedingte Wahrheit“ auch die Wahrheiten der Mathematik noch in den Schatten stelle. Hier in Kremsmünster konnte er sowohl, wie seine Lehrer seiner poetischen Begabung sich bewußt werden, als er nach damaligem Schulmodus ein gegebenes Thema in Jamben bearbeitete und damit den ersten Preis erzielte; von den weitem heimlichen Versuchen der Stifter'schen Muse in den Lernjahren haben sich indes keine Belege erhalten: Die Vorbedingungen zum Dichter waren jedoch gegeben und bereits vielversprechend zutage getreten, wenn auch der Gymnasiast an der Schwelle der Jugend nicht entfernt daran dachte, diesen Quell je auszubeuten.

Nach achtjährigem Aufenthalt an der Klosterschule (1818 bis 1826) bezog er die Wiener Universität, um nach Vollendung der juridischen Studien in den Staatsdienst zu treten. Es sollte indes anders kommen. Da ihm die Rechts Kollegien wenig zusagten, trieb er mit allem Eifer unter Baumgartner, Eittingshausen und Littrow Naturlehre, Mathematik und Astronomie, was er in der Folge bei seinen Erzeugnissen vortrefflich sollte verwerten können. Zugleich knüpfte er kraft seines frischen Wesens und seiner heiteren, geselligen Natur, mit mehreren der damals geistig hervorragendsten Männer der Kaiserstadt und der besten Gesellschafts- und Geselligkeitskreise nähere Beziehungen an, besuchte oft und gerne das Theater, Konzerte, Bildergalerien und Kunstsammlungen oder verkehrte mit Schauspielern und Künstlern wie Anschütz, Costenoble, Heurteur, La Roche, Korn, Wilhelmi und der berühmten Sophie Schröder, wodurch er nicht unerheblich seinen Gesichtskreis erweiterte, Einblick in das Leben und Treiben der verschiedensten Stände in verschiedenen Verhältnissen erhielt, seine Umgangsformen mehr und mehr ausgebildet wurden und er selbst im Strom der Welt zum Charakter ward. Als Privatlehrer, als der er bisher sein Dasein gefristet, ohne fixe Stellung,

vermählte er sich 1837 mit Amalie Mohaupt, der Tochter eines in Miskolez (Ungarn) lebenden pensionierten Artillerie-Offiziers, nachdem er sich vergeblich um eine Lehrstelle an den Mittelschulen in Prag und Linz oder der Forstanstalt Maria-Brunn beworben hatte. Die Ehe mit der „makellos rechtschaffenen“ Gattin war eine kinderlose und in der ersten Zeit durch den Drang der Tage zwar kummervoll, aber durchaus glücklich, zumal sich der Dichter allen Lebensjammern dadurch zu verschweigen wußte, daß er endlich sein lange geborgenes Talent hervorholte, aber vorerst noch den geheimen Schüler Apollons spielte, bis ihn die Tochter der Baronin Mink gelegentlich eines Besuches von ungefähr als solchen entlarvte und hiemit seinen Ruf und sein Glück begründete. Die Folge davon war einerseits, daß auf solche Art der Dichtkunst in Oesterreich eine bedeutende Kraft gewonnen wurde, andererseits besserte sich seine Stellung als Lehrer oder Vorleser insofern, als er in den ersten Familien der Residenz, bei den Schwarzenberg, Metternich und Pereira Verwendung erhielt und Männer wie Zedlitz, Heinrich Collin und Grillparzer seine Bekanntschaft suchten. In dieser neugeschaffenen Situation entstanden jene berühmten Novellen, die, unter dem Namen „Studien“ vereinigt, Stifters unvergängliches Literaturdenkmal und poetisches Hauptwerk bilden und mit den „bunten Steinen“ das erste Anrecht auf echte Poesie besitzen, weshalb sie denn auch zu dessen Beurteilung vor allem maßgebend sind.

Wie bereits erwähnt, war sich Stifter seiner Flamme nie so recht bewußt, und als er endlich seine schlummernde Kraft erkannte, lag es, wie er selbst in der Vorrede zu den „Studien“ gesteht, nie in seiner Absicht, als Schriftsteller aufzutreten, da er auf Schriftsteller- und Dichterruhm keinerlei Anspruch erhob: „Wie die meisten Menschen eine Lieblingsspielerei haben,“ schreibt er, „der sie sich zur Erheiterung hingeben, so liebte ich es, an gegönnten Stunden mich in Bildern und Vorstellungen zu ergehen, wie sie eben der Gemütslage zusagten“. Sein einziger Wunsch hiebei war, „einzelnen Menschen, die ungefähr so denken und fühlen wie ich, eine heitere Stunde zu machen, die dann vielleicht weiter wirkt und irgend ein sittlich schönes Werk fördern hilft“; er wollte bloß winzige Körnchen zum wahrhaft Guten liefern, da mit auf diesen „der ganze Bau der Ewigkeit“ ruht.

Nebenbei reifte in ihm der Gedanke, eine Reihe öffentlicher Vorträge über Literatur und Kunst für Damen an der Universität zu halten, doch scheiterte dieses Vorhaben an der Studien-Hofkommission und an der ablehnenden Haltung der philosophischen Fakultät. Das Sturmjahr 1848 begrüßte er anfangs mit lebhafter, aufrichtiger Freude, wiewohl er bei der Eigenart und Unverfänglichkeit seiner dichterischen Arbeiten vonseiten der Polizei und

Zensur nie etwas zu leiden hatte. Nichtsdestoweniger blickte er mit Rücksicht auf viele andere zeitgenössische Dichter den erhebenden und befreienden Tagen voll Zuversicht entgegen, ohne indes seine melodische Stimme in das Gewirr der Zeitkämpfe tönen zu lassen. Obwohl er nie den Schmerz erfahren, daß ihm Schweigen auferlegt worden wäre, obwohl er ferner nie die Eisenstäbe kennen lernte, an denen so manche seinesgleichen rüttelten, wünschte er denn doch den Zwang der lächerlichen Bevormundung hinweg. Als er aber sah, welchen Gang die Dinge nahmen, als er den Abschaum aus aller Herren Länder in Wien merkte, da bemächtigte sich seiner „die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit.“ „Ich folgte“, heißt es weiter in seinen Briefen, „den Ereignissen mit einer Aufmerksamkeit und Ergriffenheit, die ich selber nie an mir vermutet hatte.“ Aber die grassierende „Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, die Leerheit und endlich sogar das Verbrechen“ enttäuschten und drückten ihn so bitter, daß ihm „fast buchstäblich das Herz“ brach. Nicht weil „seine stillen Kreise aufs empfindlichste“ gestört wurden, wie Widmann meint, sondern weil sich „so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme“ so „dreist machte und für Höchstes ausgab,“ darum hat er so „unsäglich gelitten,“ da sich in ihm alles, was „groß, gut, schön und vernünftig war“, empörte, so daß ihn selbst der Tod besser bedünkte „als solch ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Tierheit . . . ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen, ja . . . zu terrorisieren.“

Diese Revolution mit ihren trüben Erscheinungen und heillosen Erfahrungen hatte Stifter nachgerade den Aufenthalt in Wien derart verleidet, daß es ihn daselbst nicht länger litt, — als, ganz unerwartet, das Unterrichtsministerium mit Anträgen an ihn herantrat, die sich wohl zunächst zersplitterten, aber desungeachtet zur mittelbaren Folge hatten, daß er 1850 im Auftrag des Regenerators des österreichischen Schulwesens, des Unterrichtsministers Leo Graf Thun als Inspektor der Volksschulen Oberösterreichs in die Statthalterei nach Linz berufen und mit dem Schulratstitel ausgezeichnet ward. Hiemit sah sich Stifter auf jenes Feld versetzt, über das er am 6. März 1849 geschrieben: „Ich möchte recht gerne in Unterrichtssachen arbeiten . . .“ Ergriffen von der Überzeugung, daß Vernunft und Freiheit allein dadurch gegründet werden können, „wenn der Staat die Erziehung und Menschwerdung (der Kleinen) in erleuchtete Hände legt,“ wollte er nichts anders als „organisch belebend und beseelend“ wirken und „die menschliche Bildung wesentlich fördern“, wozu er gerne sein Blut hergeben wollte, wenn er nur hiedurch „die Menschheit mit einem Rucke auf die Stufe sittlicher Schönheit

heben könnte,“ auf der er sie wünschte. Staat und Schule standen ihm in enger Beziehung und Wechselwirkung: Erziehung schien ihm „die erste und heiligste Pflicht des Staates“ und „der Landschulmeister eine der wichtigsten Personen“ in demselben zu sein. Mit jugendlicher Begeisterung hatte er sein Amt ergriffen, aber schon in wenigen Jahren schwand ihm aller Mut, da nichts von alledem, was er für die innere Hebung des österreichischen Volksschulwesens in Vorschlag brachte, Berücksichtigung fand. Beschränktheit, Starrsinn und Leidenschaftlichkeit vereitelten seine besten Absichten, seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet bei Seite gelegt, und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen, „Maßregeln“ zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu dem er doch eigentlich am wenigsten geschickt war. Nachdem er auf solche Weise jahrelang gegen Gleichgiltigkeit, Stumpfheit und boshafte Nichtbeachtung in einer Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, leider vergeblich angekämpft und „für eine der heiligsten Pflichten der Menschheit, für eine der höchsten des Staates“ vergeblich „Zwangsarbeit“ geleistet; nachdem er durch zahlreiche Schicksalsschläge viel von seiner Tatkraft eingebüßt und zudem körperliche Leiden ihn fast gänzlich gebrochen, zog er sich mehr und mehr in seine Häuslichkeit zurück, erhielt dabei jedoch, ungeachtet der bloß vierzehnjährigen Dienstzeit, durch Verwendung des Hofrates von Kriegau unter Hinweis auf seine literarischen Verdienste die volle Pension und den Titel eines Hofrates, nachdem man ihn 1856 zum Lohn dafür, daß er fünf Jahre „ohne Entgelt für die Realschule nach besten Kräften gesorgt,“ unter „persönlicher Kränkung“ von der Inspektion entfernt und dadurch, „daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes“ verfuhr, seiner Seele eine tiefe Wunde geschlagen. Mit seiner Pensionierung hatte man ihm, — was er so heiß ersuchte, — „wie Augustus dem Virgil, wie ein kleiner Fürst dem hohen Goethe die Muße“ gegeben, „schaffen zu können,“ ohne daß er freilich dieselbe hätte ausnützen gekonnt, da er bereits am 28. Januar 1868 an Atrophie der Leber verschied, nicht aber, wie Widmann will, „durch eigene Hand“ seinem Dasein ein Ziel setzte.

II.

Stifter war einer jener seltenen Menschen aus der Gelehrtenwelt, die zwischen Wissen und Glauben die schönste Harmonie finden, unbekümmert darum, ob ihnen, wie es Emil Kuh bei ihm getan, „ein frömmelnder, pfäffischer Zug“ nachgesagt wird. Was er über seine Kinderjahre schreibt: „Die Liebe für das Wundervolle und Hohe und ein Widerwillen für das Gegenteil“, was ihn „öfter zu überschwenglichem Anschließen oder über-

schwenglichem Aburteilen hinriß“, begleitete ihn so ziemlich durch sein ganzes Leben; ebenso die Liebe zur Natur und Kunst, die ihn „wahrhafte Seligkeiten“ zu sein dünkten. Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, wirkte zauberhaft auf ihn, und klassische Musik vermochte ihn bereits im zehntem Lebensjahr „in ein ahnungsreiches wonnevolles Wunderland“ zu versetzen. Von dem Verhältnis zu seiner Mutter bekennt er mit kindlicher Offenherzigkeit, daß er sie „nicht bloß wie eine Mutter, sondern auch wie einen seltenen Menschen“ geliebt habe, indem die Fäden seiner besten Gefühle, seiner Vorstellungen und Wünsche in ihrem Herzen sich trafen. Überhaupt war sein „Lebenselement Zutrauen und Freundlichkeit“, Sinn für wahre Freundschaft und innige Anteilnahme „an dem Kummer und Ungemach des Freundes“, sowie völlige Hingabe an die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung, die er mit der Beteuerung bekennt: „Herr, was von Dir kommt, ist gut, ich bete es an, wenn es mich auch schmerzt.“ Das Sittengesetz allein ist ihm in seiner Anwendung Kraft; gelassene Pflichterfüllung, genaue Gewissenhaftigkeit und ein Blick in das Leben über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverprassungen hinaus ist ihm ebenfalls Kraft. Ruhm hingegen erscheint ihm als „etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt“. Als die höchste Aufgabe und schönste Macht der Wissenschaft bezeichnet er, daß sie Schmuck des Herzens sei, daß sie „den Menschen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als einen des hohen Adels der Menschheit aus ihrer Schule entläßt.“ Das Wesen der Kunst erblickt er darin, „daß sie edel und fromm sei und durch ihr Ringen nach Vollkommenheit die Seele zur Andacht erhebe“; sie steht ihm „gleich nach der Religion“, die das Göttliche an sich, jene aber bloß im Gewande des Reizes bringt.

Stifter war ein Mann des Volkes, dem er mit der innigsten Liebe anhing, kein Mann der Gewalt, sondern der ruhigen Einsicht, „ein Mann des Maßes und der Freiheit“, diese aber unter dem Gesetze Gottes, ein Mann des Tatengeizes, der zutiefst in der einen, wahren Kirche wurzelte und daneben, als glänzender Beweis, daß Katholizismus und Nationalismus in schönster Harmonie neben einander jederzeit bestehen können, Deutschland als das „Land seiner Liebe und seines Stolzes“, sowie das deutsche Volk als „das erste an Geist und Seele“ feierte. In dieser Beziehung ließ er sich weder durch wüstes Parteigeschrei, noch durch die Leidenschaft des Pöbels, die mit Lähmung jeglicher Einsicht und des verrünftigen Denkens und Wägens aus dem Menschen den Teufel macht, noch endlich durch die so überaus zugkräftigen, verführerischen Schlagworte je außer Fassung bringen; er bewahrte im Gegenteile immerdar jenen idealen Sinn, der die

Arena scheut, seinen Optimismus und seine kindliche Bescheidenheit. Voll der letzteren, ließ er sich nur als „kleinen Mann“ in der Literatur gelten, der nur Dinge „von sehr vorübergehendem Wert“ geliefert. In jungen Jahren „ein liebenswürdiger Gesellschafter“, „einer der zärtlichsten Ehemänner“, unablässig bemüht, „seiner Gattin das Schönste und Liebste des irdischen Lebens darzubringen“, ein rastlos tätiger, begeisterter Jugendbildner, ein offener Charakter von vielseitiger Bildung, seiner politischen Gesinnung nach „Konservativer vom reinsten Wasser“, entschiedener Patriot, „dessen tiefreligiöses Gemüt zu erschüttern und seinen Glauben an die Vorsehung und den endlichen Sieg des Rechts irre zu machen“, nichts imstande war, hatte er im Alter nur für die Einsamkeit und stille Zurückgezogenheit Sinn und verwendete dieselbe, entsprechend seiner ausdauernden Tatkraft, für die Poesie und, gemäß seiner großgewordenen Sonderlingsnatur, für seine Lieblinge unter den Pflanzen, die verschiedenen Kaktusarten.

Neben der rein menschlichen Seite, wie sie sich zuvörderst in religiöser, sozialer und politischer Hinsicht äußert, kommt an Stifter insbesondere sein zwiefaches Künstlertum zu betrachten: Er war Maler und verstand, wie selten einer in seinem Genre, „die Kunst zu fabulieren“. Schon in Kremsmünster trat sein unverkennbar bedeutendes Zeichentalent hervor, das sich mit Vorliebe der Landschaft zuwandte und von Georg Riezlmaier weiter ausgebildet und systematisch entwickelt ward. Der Stellung, welche er der Kunst einräumte, wurde bereits gedacht. Die Erforschung ihres Wesens beschäftigte ihn lange Zeit, und er kommt in seinen Briefen öfters auf dieselbe zu reden. Als das entscheidende Merkmal jedes echten Kunstwerkes galt ihm, „daß es jede andere Stimmung aufhebe und seine eigene an deren Stelle setze.“ Auf die Frage, was zum Wesen eines Werkes der bildenden Kunst gehöre, antwortet er dahin: Die Richtigkeit der Mache, die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, die täuschende Wahrheit des dargestellten Gegenstandes, vor allem aber jenes Ding in der Seele des Künstlers, das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann: das Göttliche, das allein den Stoff beseelen, aber nicht gelernt werden kann. Der echte Künstler muß rein, gefühlvoll, von Menschenhoheit durchdrungen, voll Ideal und tiefem Empfinden für die Herrlichkeiten der Natur in Landschaft und Menschenseele sein, neben der Glut und sittlichen Tiefe aber auch das Gestaltungsvermögen besitzen, „das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und lieblich bildet.“ Diese Forderungen fanden sich in Stifter vertreten; nach diesen ewig wahren, unumstößlichen Grundsätzen suchte er praktisch mit dem Pinsel in der Landschafts-

malerei tätig zu sein; wenn aber Widmann beifügt: „ohne es darin zu auch nur einigermaßen genügenden Leistungen zu bringen“, so kann ihn E. Ranzoni eines Besseren belehren. Nach ihm hat Stifter „unter der großen Anzahl Bilder, welche er gemalt, Dinge geschaffen, die durch die einheitliche und echtpoetische Stimmung, welche in denselben zum Ausdruck gebracht ist, wirklichen Kunstwert besitzen.“ Da von Stifters Bildern nur wenige vorhanden sind, indem er, immer unzufrieden mit seinen Leistungen, dieselben verbrannte, ist er naturgemäß viel weniger gekannt und beachtet als er es in dieser Hinsicht verdiente. Wollen und Können lagen sich in seinem Schaffen immer in den Haaren

Im Vergleich zu seinen sehr beachtenswerten und charakteristischen Mondnächten, Herbstlandschaften und Felsenpartien, unvergleichlich größer steht Stifter als „Maler mit der Feder“, als feinsinniger Novellist da, der in innigem Verkehr mit der Natur mit wehevoller Andacht ihren Offenbarungen lauscht und mit unübertrefflich klarem Auge das irdische Grün mit dem himmlischen Blau zu verbinden weiß, diese beiden Friedensfahnen, wie Lorm sie nennt, dazu bestimmt, uns mit der qualvollen Nähe der Erde und der trostlosen Ferne des Himmels zu versöhnen. Als Landschaftsmaler mittels des Wortes hat er seinen Pinsel nicht bloß in die frischesten Farbentöne der Wahrheit getaucht, sondern er versteht auch immer das innere tausendjährige Leben, welches in nie ermüdender Abwechslung durch die ganze Natur stürmt, flüstert, plätschert, zirpt und flötet, wie durch Wunderkraft zu wecken und wiederzugeben, so daß sich der Leser ganz ungewungen von dem Zauber dieses reichen Naturlebens umfassen läßt und in den poetischen Duft, den der Dichter über das Leben ausgegossen und gleichsam neu geschaffen, ordentlich hineinlebt und so mitfeiert die Vermählung von Dichtung und Kunst. Als Meister der Naturmalerei wie der Novellistik überhaupt bewährt er sich neben manchem Bild der „Erzählungen“ und der „Bunten Steine“ vor allem und insbesondere in den dreizehn Novellen „Studien“, über welche seine „herrliche Mutter den Sonnenschein ihres Herzens“ geworfen, und die der Dichter aus dem vollen Jungbrunnen seines Lebens und tönenden Innern geschöpft. In den „Studien“ liegt das Programm seines poetischen Schaffens: „Mit Menschen menschlich sein, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die festgegründete Erde nicht verachten, sich einem praktischen Handeln hingeben . . . und doch ein höherer opferfreudiger Mensch zu sein; endlich mit fühlenden geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben,“ wie es in seinen Briefen heißt. In den „Studien“ löste Stifter seine Ansicht von der Kunst im allgemeinen und der Poesie im besondern voll und ganz. In diesen Erzeugnissen tritt

seine dichterische Eigenart, welche ihn zum charakteristischen Poeten machte, unter all seinen Werken am deutlichsten hervor: Er schreibt die Natur ab, freilich, wie sie sich im Auge eines Künstlers spiegelt. Hiebei ist sein Schreiben keineswegs von der Außenwelt angeregt, sondern ein innerlich quellendes, denn er trägt einen Naturbrunnen in sich, eine tiefe, lebendige Quelle, die in einem leisen, keinem menschlichen Ohre vernehmbaren Fluten ihre stets frischen Perlen an die Oberfläche des hingleitenden Bächleins aufsteigen läßt, woraus sich die ruhig fließende Prosa erklären läßt, deren blühende Schönheit den Adel der Innerlichkeit und das ungetünchte Herz des Dichters verrät, der, frei von den beengenden Fesseln des Silbenmaßes und Reimes, die sanfte Strömung tief poetischer Empfindung in freier, ungebundener Rede sich ergießen läßt. Die Träumereien des Knaben, der für das bunte Walten und Wirken in der freien Gottesnatur ein besonders lichtiges Auge und für grosse, wie für die kleinsten Erscheinungen denselben feinen Wahrnehmungsgeist mit ins Leben bekommen hatte, nahmen nun die ersten und zugleich ausgezeichnetsten sichtbaren Formen an und entwickelten sich unter der Milde seines Pinsels, der das Grausige und Schreckhafte flog, zu jenen sanften, harmonischen Idyllen voll Mittagszauber und schweigsamer Landschaftsruhe, die höchstens das Zirpen einer Grille oder der Flügelschlag eines Schmetterlings, aber nichts Aufregendes stört. In ihnen zeigt sich so recht die unvergleichliche Schärfe seines Dickerblickes und Ohres, womit er an allem, was er auf seinen Wanderungen durch die Natur als schön und poetisch erschaute oder mit dem Gehör wahrnahm, auch sofort das innerste Wesen der eigentümlichen Schönheit erspät, oder die eigentümliche poetische Bedeutung in allem glücklich herausfindet und so auch in das an sich Leblose ein nie geahntes inneres Leben hineinträgt. Wie Stifter alle Reiche der Natur, die Elemente, Phänomene, ebenso wie alle großartigen und winzig kleinen Werke und Werkchen, von Menschenhänden gefügt und gebildet, in den Kreis seiner dichterischen Anschauung hineinzieht, weiß er auch allem und jedem eine treffende Bezeichnung, eine originelle Charakteristik zu geben. Hiezu steht ihm die schlagende Wahrheit und die glückliche Wahl der einzelnen Ausdrücke zu Diensten, welche bei der vollkommenen Herrschaft über die Sprache, die in jeder Zeile sich wohltuend zu erkennen gibt, durchaus nicht etwa beabsichtigt oder mühsam erhascht erscheinen, was eben seine Schilderungen vorzugsweise charakterisiert und über alle ähnlichen Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart unzweifelhaft emporhebt.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)